

Charles Gleyre – ou les illusions perdues

Das Fortschrittsdenken korrigieren

ahz. Die Ankündigung der Ausstellung «Charles Gleyre – ou les illusions perdues» hat zweifelsohne viele erstaunt, denn weder figuriert der 1806 geborene und 1874 verstorbene Waadtländer unter den Grossen der bisher gültigen Kunstgeschichte, noch war er jemals Pionier einer neuen Stilrichtung, wenigstens nicht direkt als solcher in seinen Bildern erkennbar.

Gleyre war schon zu seiner Zeit ein «Klassiker der dritten Generation», einer der letzten, die noch im Banne Ingres standen, doch die Tatsache, dass er sich seines Epigonenstatus bewusst war und auch menschlich daran scheiterte, weist auf seine lange vergessene Bedeutung hin.

Während der ganzen Ruhmeshälfte seines Lebens bestand eine enorme Diskrepanz zwischen dem Erfolg seiner akademischen Kompositionen – er war einer der gefeiertsten Maler seiner Zeit, sowohl in Paris als auch in der welschen Schweiz – und dem, was der überkritische («Ah, pourquoi suis-je né avec un esprit de critique!») Künstler in sich spürte, jedoch nicht die Kraft hatte, endgültig zu formulieren.

Für uns sichtbar wird die von Gleyre unbewusst angestrebte Loslösung von der akademischen Malweise des 19. Jahrhunderts nur in den scheinbar unvollendeten und darum freier und spontaner wirkenden Skizzen und Vorbereitungsarbeiten zu grossen Aufträgen; in der Aargauer Ausstellung eindrücklich verdeutlicht am Beispiel von «Les Romains passent sous le joug», das Gleyre 1854 bis 1858 im Auftrag des Waadtländer Staatsrates schuf.

Obwohl Gleyre nach Ablieferung des Bildes, wie ein Nationalheld gefeiert wurde – wobei schwer zu sagen ist, ob die Beglei-

terung wirklich dem Bild galt und man darin nicht die Siegesfeier über die Römer wiederholte –, sind für uns heute die vielen Detailstudien und Skizzen im Grundwertvoller und aufschlussreicher als das Original.

Der aus sehr einfachen Verhältnissen stammende, früh verwaiste Gleyre wurde in Paris lange nicht anerkannt, der «romantische Klassiker» suchte nach Idealen, die er nirgendwo fand, nicht in den Ruinen Roms, nicht während seines jahrelangen Aufenthaltes im Orient, von welchem er todkrank zurückkehrte, um bald darauf das Bild seines Lebens zu malen, «Les illusions perdues», das ihn mit einem Schlag berühmt machte. Ihn selbst mag der Erfolg kaum gefreut haben, denn er gab sich ja selbst preis in der Darstellung, nimmt als müder Sängler Abschied von all dem, was er sich erträumt, sich erhofft hat, all den Idealen, die nur Illusionen waren. Weder von der Komposition her noch technisch gesehen, aber thematisch, ist dieses Bild im Grunde eine Vorwegnahme unserer Zeit, die in der Malerei sehr oft versucht, Selbstverwirklichung zu sein. Das spürbar Persönliche mag auch der Grund für seinen Erfolg im 19. Jahrhundert gewesen sein.

Charles Gleyre war nicht nur Maler, sondern auch ein bedeutender Pädagoge. Mehr als zwanzig Jahre leitete er die seinerzeit von Ingres gegründete Malschule in Paris. Er führte keine Schulreformen durch, doch seine Toleranz, sein Gewährenlassen führte manchen Schüler in eine wahre Zukunft, unter ihnen viele Impressionisten. Die bis zum 20. Juli dauernde Wanderausstellung unter dem Patronat der Pro-

Helvetia war bereits in Winterthur, Marseille, München und Kiel zu sehen und wird, nach Aarau, im Herbst auch noch im Musée des Beaux Arts in Lausanne, wo viele Gleyre-Bilder «zu Hause» sind, gezeigt. Die Beweggründe, die zu dieser Ausstellung führten, liegen nicht nur im Versuch, Charles Gleyre von seinem Be-

HK vom 26.6.



senkammerdasein wiederzuerwecken, sondern sind viel allgemeinerer Art; und Gleyre ist nur ein Beispiel. Seit langem ist bei fast allen Museen die Tendenz zu verspüren, nur hervorzuheben, was entwicklungsträchtig ist oder war, d. h. nur künstlerisches Schaffen zu zeigen, das die Kunstgeschichte einmal massgeblich beeinflusst hat oder dies möglicherweise noch tun wird. Dass Kunstgeschichte nichts Geradliniges ist, sondern in generationenlangen Parallelen verläuft, wird dabei viel zu wenig anerkannt. Dieses Fortschrittsdenken zu korrigieren, ist ein wichtiger Aspekt dieser Ausstellung, und – wer weiss – vielleicht verhilft die gewonnene Erkenntnis auch den heute als Epigonen Malenden, den sich an den Traditionen Orientierenden zu vermehrter Anerkennung, nicht im Volk, denn dort sind sie nach wie vor beliebt, doch auf der Ebene der Kunstgeschichte.

Orchestertreffen in Sins

Musik und Kameradschaft

Neben den zahlreichen Porträts, den Zeichnungen und Aquarellen aus dem Orient bilden die Historien- und Allegorienbilder den bedeutendsten Teil der Ausstellung im Aargauer Kunsthaus. Hier eine Darstellung der Göttin Diana.

habö. Das musikalische Leben in unserer Gesellschaft bietet viele Möglichkeiten, so hatte z. B. der Orchesterverein Bremgarten vor einigen Jahren die Idee, verschiedene Amateurorchester zu einem Treffen einzuladen. Letztes Jahr fand man sich in Cham